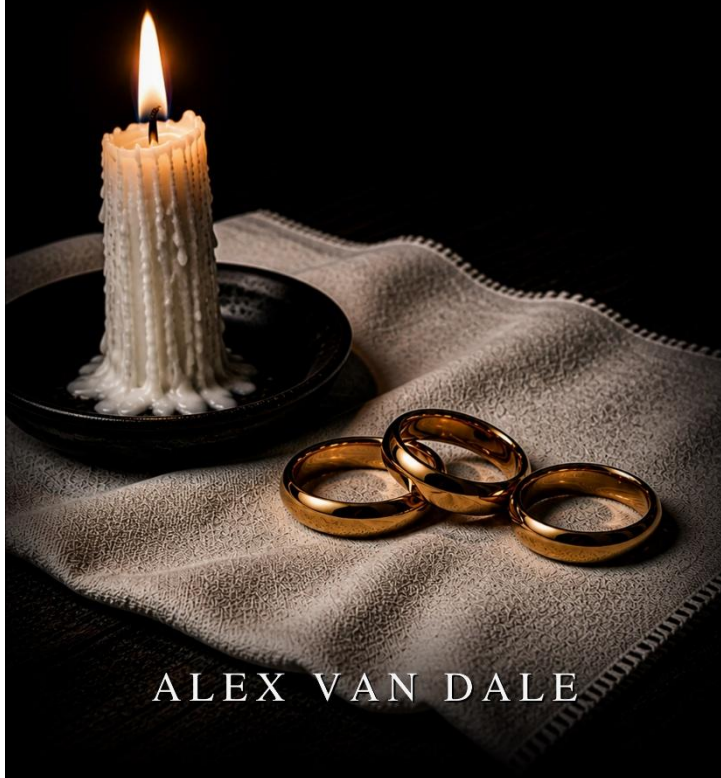


HEILE!

... und liebe

DAS RUDEL UND IHR WOLF

————— BAND 4 —————



ALEX VAN DALE

Heile! ... und liebe

Das Rudel und ihr Wolf – Band 4

Autor: Alex van Dale

Impressum

Rezensionsversion 2026

© 2026 Alex van Dale

Alle Rechte vorbehalten.

Titel: Bleibe! ... und liebe

Reihe: Das Rudel und ihr Wolf

Band: 2

Kontakt: alex_van_dale@e-mail.de

Inhaltshinweise

Reihe – Das Rudel und ihr Wolf

Die Reihe enthält Darstellungen von Sexualität, BDSM-Dynamiken und intensiven, nicht-konventionellen Beziehungsstrukturen.

Zudem werden Gewalt, psychische Belastung sowie Verlust und Trauer thematisiert.

Die Geschichte bleibt bewusst nah an ihren Figuren und kann emotional fordernd wirken.

Band 4 – Heile! ... und liebe

Dieses Buch enthält Darstellungen von Sexualität, BDSM-Dynamiken, bewusster Grenzverschiebung innerhalb einer Beziehung sowie eines bewusst gestalteten, nicht-konventionellen Beziehungsmodells.

Zudem werden Schwangerschaft, der Verlust eines ungeborenen Kindes, bedrohlich empfundene Kontaktaufnahme, Trauma, psychische Belastung sowie die Folgen von Gewalt thematisiert.

Die Geschichte bleibt nah an ihren Figuren und kann durch ihre emotionale Intensität belastend wirken.

Einordnung

Reihe – Das Rudel und ihr Wolf

Dies ist **Dark Emotional Realism**.

Eine dunkle, realistische Beziehungssaga über Verantwortung, Wahrheit und Liebe und über Menschen, die sich füreinander entscheiden.

Sie bewegt sich im Umfeld von Dark Romance, doch sie romantisiert ihre Dunkelheit nicht.

Macht, Begehren und Nähe werden hier als Entscheidungen mit realistischen Folgen erzählt.

Diese Saga erzählt Grenzerfahrungen und vor allem das Danach:

Wahrheit, Verantwortung, Nachsorge, Trauma, Verlust, Familie und Konsequenzen, die bleiben.

Band 4 – Heile! ... und liebe

Nach dem, was ihnen genommen wurde, bleibt ein Danach,
auf das niemand vorbereitet war.

Sarah, Sascha und Lisa halten sich aneinander fest.
Vorsichtig, erschöpft, mit einer Liebe, die plötzlich anders
atmen muss.

Angst bleibt in den Räumen.
Schuld setzt sich zwischen die Atemzüge.
Und Halt entsteht dort, wo jemand bleibt, obwohl alles schwer
geworden ist.

Rückkehr geschieht für jeden anders.

Für Lisa beginnt der Weg zurück ins Leben.
Sarah sucht nach Boden unter den Füßen.
Und Sascha steht mit einer Schuld, die sich in keinen Kampf
verwandeln lässt.

Auch die Gefahr hat ihre Form geändert.

Heilen ist kein Versprechen.
Stehenbleiben ist keine Option.

Manchmal bedeutet es, einen nächsten Schritt zu setzen,
obwohl etwas fehlt, das nie zurückkommt.

Emotional fordernd. Unbequem. Echt.

Eine Geschichte, die nicht ausweicht.

Die Geschichte beginnt in Band 1: *Ertrage! ... und liebe*

Kapitel Achtzehn

ATME!

Ein Funken Hoffnung

Zuerst war es kaum mehr als ein Verdacht: Lisas Finger bewegten sich, minimal und langsam. Ihre Hand schloss sich um Saschas Finger, ohne Kraft, ohne Druck, nur mit diesem winzigen Impuls aus der Tiefe ihres Körpers.

Der Raum hielt für einen Moment den Atem an. Saschas Blick hing an Lisas Fingern, und jeder Atemzug hätte diese Bewegung wieder vertreiben können. Zwei Finger unter seiner Hand zitterten erneut, kaum mehr als Erinnerung an Kraft. Es reichte.

„Sarah ...“ Seine Stimme war kaum da, eher ein Geräusch, das sich an ihrem Namen festhielt.

Sarah beugte sich näher, behutsam genug für diesen fragilen Raum. Ihre Hand blieb auf Lisas Handrücken, leicht und offen. Kontakt. Wärme gegen Kälte.

„Lisa“, flüsterte Sarah, und das Wort riss ihr im Hals. „Wenn du mich hörst ... du musst gar nichts. Nur ... bleib. Bleib bei uns.“

Der Monitor piepte weiter in seiner gleichmäßigen, fremden Ordnung. Eine Pflegekraft dokumentierte gerade am Fußende, hob kurz den Blick, sah Lisas Hand, Saschas Finger und blieb hängen.

„War da gerade ...?“

Sascha reagierte viel zu schnell. Der Beweis musste in seinen Körper, bevor der Zweifel zurückkam.

Die Pflegekraft trat näher, prüfte behutsam, ohne an Lisa zu zerren, sah auf die Werte und wieder auf die Hand.

„Das kann Reflex sein“, sagte sie sachlich, und schon im nächsten Moment lag etwas Weicheres in ihrer Stimme, etwas, das über reine Professionalität hinausging. „Oder sie kommt ein Stück zurück. In jedem Fall: Das ist ... etwas.“

Sarahs Atem brach aus ihr heraus, nach endloser Spannung in ihrer Brust. Sie fand keine Worte.

Sascha blieb mit den Fingern auf Lisas Haut. Zwei Finger, die plötzlich wie ein Versprechen wirkten.

„Sie ist sediert“, erinnerte die Pflegekraft, sanft, weil sie merkte, wie sehr sie sich alle an diesen Millimeter klammerten. „Sie wird nicht plötzlich wach. Aber ... wir nehmen das ernst.“

Jana hatte bisher reglos am Rand gestanden. Jetzt löste sich aus ihr ein leises Geräusch, halb Lachen, halb Schluchzen, und sie drängte es sofort zurück. Ihre Hand blieb an der Hüfte, dort, wo das Geländer sie erwischte hatte; ihre Augen wurden glasig, während sie sichtbar um Kontrolle rang.

„Danke“, brachte Sarah heraus. Es klang zu klein für das, was sie meinte.

Die Pflegekraft sah dann auf Saschas Hand.

„Und Sie. Sie lassen jetzt Ihre Knöchel versorgen. Nicht später.“

Sascha schaute auf seine Hand, sichtbar unbehaglich darüber, dass sie Blut an ihm fand, während Lisa dort lag. Er wollte etwas sagen, etwas wie *egal*, doch seine Stimme blieb stecken.

Sarah legte ihm kurz die Fingerspitzen an den Unterarm.

„Mach.“ Nicht als Bitte. Als Struktur.

In dieser Bewegung lag mehr Gehorsam als Stolz.

„Wir lassen Sie später noch einmal rein. Nur kurz. Nur, wenn es passt. Und jetzt brauchen wir Ruhe. Für Lisa. Für Sie ebenfalls.“

Sarah löste ihre Hand als Letzte von Lisa. Abschied hing an dieser kleinen Bewegung. Ihr Körper wollte bleiben; ihr Kopf wusste, dass Festhalten hier drin keine Rettung mehr bedeutete.

Beim Hinaustreten schlug ihnen der Flur entgegen wie eine andere Welt: Neonlicht, Schritte, Stimmen, ein Wagen, der irgendwo gegen eine Tür stieß. Normales Krankenhausgeräusch, das nichts von ihnen wusste. Die Tür ging leise zu. Plötzlich war da wieder Zeit. Diese zähe, klebrige Zeit, in der man atmet und trotzdem kaum lebt.

Im Wartebereich roch es nach Desinfektion und Automatenkaffee. Sascha setzte sich nicht. Stehen hielt ihn in Bewegung; Sitzen hätte sich nach Akzeptieren der eigenen Ohnmacht angefühlt.

Sarah ging zum Waschbecken am Ende des Flurs, drehte den Wasserhahn auf und hielt die Hände darunter. Das Blut auf ihrer Haut wurde heller, dünner, lief in den Abfluss wie ein lösbares Problem. Der metallische Geruch blieb, tief in den Poren.

In der blanken Edelstahlkante sah sie ihr Spiegelbild: angeschwollene Lippe, ein schmaler Riss am Mundwinkel, Blut, das sich hartnäckig hielt. Darunter die Haltung einer Frau, die seit Stunden Felsen spielte.

Jana trat neben sie, lehnte sich mit der Schulter gegen die Wand und atmete tief durch, so kontrolliert, dass es fast militärisch wirkte.

„Du blutest.“

„Du humpelst“, gab Sarah zurück.

Jana zog den Mundwinkel hoch. Es war kaum ein Witz, eher der Versuch, dem Zerbrechen für einen Atemzug die Kante zu nehmen.

„Schlechter Tag für Eleganz.“

Sarah schnaubte einmal, kaum hörbar. Kein Lachen. Eher ein Luftzug, der kurz weniger nach Schmerz klang.

Hinter ihnen räusperte sich jemand.

„Herr Berger?“

Sascha drehte den Kopf. Ein Polizist stand da, Klemmbrett in der Hand, sein Blick neutral und pflichtbewusst.

Sascha antwortete verzögert. Seine Augen wanderten über die Kleidung des Mannes, während er einordnete, ob das gerade Realität war oder der nächste Albtraum.

Sarah trat einen Schritt näher an Sascha, ohne ihn zu berühren. Präsenz. Flanke.

„Ja.“

„Ich muss Ihre Personalien aufnehmen. Und eine kurze erste Schilderung. Später dann ausführlicher. Es geht um den Vorfall im Hotel.“

Das Wort Hotel hakte sich in Sarahs Magen fest. Ihr Körper wollte die Bilder zurückholen: Treppenhaus, Beton, Blut. Sie schnitt sie ab, bevor sie hochkamen.

„Kurz“, wiederholte der Polizist. „So weit Sie können.“

Jana hob das Kinn. Ihr Ton blieb ruhig und bekam diesen Management-Rand, der bedeutete: *Nicht übertreiben*.

„Er wird erst versorgt“, sagte Jana und zeigte ohne große Geste auf Saschas Hand. „Danach wird geredet. Sonst kippt er Ihnen hier um und Sie haben zwei Berichte.“

Der Polizist sah sie an, registrierte ihren Ton, ihre Art zu stehen. „In Ordnung.“

Sascha wollte widersprechen, aber Sarah sagte leise: „Sie hat recht. Du lässt das machen.“

Jana verlagerte ihr Gewicht, um den Schmerz in der Hüfte zu kompensieren. Dann sagte sie leiser, nur für Sarah: „Ich rede mit Fremden so. Familie darf duzen.“

Sarahs Mundwinkel zuckte leicht. Ein winziger Moment, der kaum weh tat.

Sascha ließ sich schließlich von einer Pflegekraft in einen Nebenraum führen. Eine andere hielt Sarah ein Kühltisch hin.

„Für die Lippe.“

Sarah nahm es wie ein Werkzeug. Dankbarkeit gehörte in ein späteres Leben; im Moment zählte Funktion.

Als Sascha zurückkam, war seine Hand verbunden, sauber, weiß. Die Bandage sah lächerlich aus an jemandem, der eben noch mit bloßen Fäusten gewollt hatte, dass die Welt wieder gerecht wurde. Er setzte sich endlich, weil Sarah sich neben ihn setzte und er dort nicht allein stehen musste.

Der Polizist stellte Fragen. Neutral. Reihenfolge. Wer wo war. Wann Lisa losgegangen war. Wann der Alarm auffiel. Was im Treppenhaus geschah. Wer zuerst schlug. Sascha beantwortete alles kurz und sachlich, ohne Ausschmückung, mit der Kargheit eines Schadensberichts.

Sarah ergänzte, wo es nötig war, kontrolliert und sauber. Jana nannte Zeiten wie jemand, der sie in Dienstplänen speichert, eher im Kopf als im Herzen.

Als der Polizist fertig war, sah er Sascha an. „Es wird voraussichtlich auch wegen Ihrer Handlungen ermittelt werden. Das ist Standard bei Verdacht auf Körperverletzung.“

Er wirkte vorbereitet darauf. Leer.

„Standard“, wiederholte Sarah leise. In dem Wort steckte etwas, das man kaum messen konnte: Wut, die drin bleiben musste, damit hier nichts fiel.

Der Polizist räusperte sich; offenbar hatte er es gehört. „Sie werden informiert. Sie können jederzeit einen Anwalt hinzuziehen.“

Als der Mann ging, blieb eine Stille zurück, offen und alles andere als friedlich.

Später kam die Ärztin noch einmal, diesmal nur kurz. Sie brachte Daten, weder Katastrophe noch große Hoffnung.

„Sie ist weiterhin auf Intensiv. Sedierte. Stabiler als vorhin, aber wir bleiben vorsichtig.“

Sarah hörte das Wort stabiler und merkte, wie gefährlich es war. Es bedeutete einen Schritt aus dem Abgrund, noch keinen sicheren Boden.

„Dürfen wir ...?“, begann Sascha.

„Morgen früh noch einmal kurz. Oder wenn es Veränderungen gibt.“

Sarah gab ihr Einverständnis. Jana ebenfalls.

Mehr schaffte er gerade kaum, ohne zu zerbrechen.

In der Nacht stand Sarah allein in dem kleinen Besucherbad. Jana telefonierte kurz. Sascha war irgendwo am Automaten, gerettet in eine falsche Aufgabe.

Sarah schloss die Tür hinter sich und blieb einen Moment einfach stehen.

Das Licht war zu weiß, zu sauber. Es machte aus allem etwas Sichtbares: Waschbecken, Spiegel, Papierhandtuchspender, Fliesen.

Dieser Raum wusste nichts von Blut auf Beton, vom Treppenhaus, von einem Satz, der ein Leben geteilt hatte. Sie trat an das Waschbecken, legte beide Hände an den Rand und senkte den Kopf.

Ihr Atem ging flach, stockte, kam zittrig wieder, ungleichmäßig, ein Körper, der sich selbst an seine Anwesenheit erinnern musste. Sie hob den Kopf noch nicht. Sie blieb so stehen, die Stirn fast gegen den Spiegel, bis das Brennen hinter den Augen zu Tränen wurde.

Dann kamen sie.

Still. Ohne Laut. Ohne Schluchzen. Sie liefen einfach, weil etwas in ihr endlich aufhörte, dichtzuhalten.

Sarah hob langsam den Kopf und sah sich an.

Die Lippe war angeschwollen. Der Riss am Mundwinkel hatte sich dunkel in die Haut gesetzt. Getrocknetes Blut spannte dort, wo ihr Gesicht sonst selbstverständlich war. Sie hob die Finger und berührte die Stelle vorsichtig. Sofort kam dieser dumpfe Schmerz. Klein. Hart.

Sie ließ die Hand wieder sinken.

Im Spiegel sah sie verbraucht aus. Die Augen rot, die Haut blass unter dem grellen Licht, die Haare kaum noch geordnet. Darunter lag etwas Schwereres als Müdigkeit: ein Gesicht, das mehr gesehen hatte, als es tragen konnte.

Sie drehte den Wasserhahn auf.

Das Wasser kam kalt. Sie hielt die Hände darunter und sah zu, wie es über Finger und Handflächen lief, über alles, was heute zu viel gehalten und zu viel losgelassen hatte. Dann nahm sie Wasser ins Gesicht. Einmal. Noch einmal. Tropfen liefen ihr über Kinn und Hals und verschwanden im Stoff ihres Kragens.

Beim Aufsehen blieb ihr Blick an der linken Hand hängen.

An dem Ring. Ihrem Ehering.

Gold im Neonlicht. Schlicht. Vertraut. Schwer.

Er saß dort, wo er immer saß. Derselbe Kreis. Dieselbe Zugehörigkeit. In ihrem Kopf war plötzlich kein Gedanke, kein Satz, nur ein Bild: diese Hand, derselbe Ring und darin etwas, das nie da gewesen war und trotzdem schon Gewicht gehabt hatte. Ein Körper, den sie nie gehalten hatte. Ein fehlendes Gesicht. Ein fehlender Laut. Diese Leerstelle in ihren Armen wurde so wirklich, dass ihre Finger nach vorn griffen.

Sie zuckten.

Leere.

Sarah schloss die Augen.

Eine neue Träne lief über ihre Wange. Dann noch eine. Sie hob die Hand an den Mund, vorsichtig wegen der Lippe und

presste die Finger dagegen, um irgendetwas in sich zusammenzuhalten.

Im Spiegel stand eine Frau mit nassem Gesicht, aufgesprungener Lippe, roten Augen und einem Ring an einer leeren Hand.

Sie atmete ein und wieder aus. Noch einmal.

Dann griff sie nach einem Papierhandtuch und tupfte sich langsam die Wangen trocken. Den Mundwinkel. Das Kinn. Ohne Hast. Nur diese kleinen, nüchternen Bewegungen, mit denen man sich wieder in eine Form bringt, die nach draußen gehen kann.

Sie sah sich noch einen Moment an.

Die Lippe.

Den Ring.

Die Augen.

Dann strich sie mit dem Daumen über das Metall an ihrem Finger.

„Kämpfe, mein kleines Glühwürmchen“, flüsterte sie.

Sie atmete tief durch und blickte mit nassen Augen in den Spiegel.

„Lebe ... bitte ... lebe.“

Die Worte blieben klein im Raum, fast zu klein für das, was sie tragen sollten. Aber sie waren da.

Sarah drehte den Wasserhahn zu. Sofort wurde es stiller.

Sie richtete sich auf, zog die Schultern ein kleines Stück gerade, legte die Hand an die Klinke und hielt noch einen Herzschlag lang inne.

Dann öffnete sie die Tür.

Und ging zurück zu ihnen.

Sarah fand sie im Wartebereich wieder. Sascha stand am Automaten, gerettet in eine falsche Aufgabe. Er hielt einen Pappbecher in der verbundenen Hand und starrte auf den

Kaffee, auf der Suche nach einer Antwort, die dort unmöglich stehen konnte.

Jana saß auf einem der Stühle, das Funkgerät längst aus der Hand, aber die Haltung noch an. Als Sarah näher kam, hob Jana den Blick und erkannte sofort, dass Sarah einen Entschluss gefasst hatte.

„Wir müssen die Eltern informieren.“ Kein Zittern in der Stimme. Nur Druck. „Beide Seiten.“

Saschas Blick flackerte. Das Wort Eltern riss etwas in ihm auf, das er seit Jahren zugeschweißt hielt. Ein rauer Atemzug blieb in ihm hängen.

„Meine ...“ Er brach ab.

Seine Eltern würden weder heute noch morgen kommen. Sie waren längst kein Rettungsnetz mehr, eher ein Loch.

Sie trat näher und legte eine Hand auf seinen Unterarm.

„Meine sind da. Und Lisas. Wir holen die, die uns halten.“

Jana zog ihr Handy aus der Tasche. Der Griff war selbstverständlich, fast beruhigend. „Ich schreibe mit.

Station, Zimmer, Name der Ärztin, Uhrzeiten. Sonst vergesst ihr nachher alles und habt nur noch Geräusche im Kopf.“

Dankbarkeit lag nur im Blick.

Sie gingen ein Stück den Flur hinunter, weg von den anderen Wartenden. Sarah wollte die brüchige Stelle ihrer Stimme vor fremden Ohren schützen.

Sarah wählte zuerst die Nummer von Zuhause, die sie seit Jahren auswendig kannte. Beim ersten Freizeichen sprang ihr Herz in den Hals. Beim zweiten nahm jemand ab.

„Hallo?“ Die Stimme ihrer Mutter war sofort wach und verstand schon in diesem Moment, dass nachts kein Anruf ohne Grund kam.

Sarah presste die Finger fester um das Handy.

„Mama“, sagte sie mit einem schlecht unterdrückten Schluchzen im Unterton.

Ein kurzer Atemzug am anderen Ende. „Sarah? Was ist passiert?“

Sarah sah kurz zu Sascha, um sich zu vergewissern, dass sie es aussprechen konnte. Dann tat sie es.

„Lisa ist im Krankenhaus. Es gab ... einen Angriff im Hotel. Sie ist verletzt. Sie wurde operiert.“

Stille. Nur ein kleines Geräusch, von einer Hand vor dem Mund gedämpft.

„Das Baby ...?“

Sarah schloss die Augen. Sie zwang ihre Stimme in eine Form, die sie zusammenhielt.

„Das Baby ist nicht mehr da.“

Der Satz war schon fast ein Weinen. Sascha machte einen Laut, so leise, dass er eher aus dem Körper kam als aus der Kehle. Sarah legte ihm kurz die Hand in den Nacken. Am anderen Ende hörte Sarah ihre Mutter atmen, erst schnell, dann plötzlich kontrolliert. Der Modus von Menschen, die wissen: Fallen darf später kommen.

„Und Lisa?“

„Sie lebt. Sie ist auf der Intensiv. Aber noch nicht stabil.“ Die Sache mit den Fingern ließ sie weg. Sie wollte falsche Hoffnung nicht wie eine Decke verteilen, die später jemand wegzieht.

„Wo seid ihr?“

„Klinikum. Intensivstation.“

Im Hintergrund hörte Sarah ihren Vater. Erst Schritte, dann seine Stimme, tief und heiser, noch voll Schlaf: „Wer ist dran?“

„Sarah.“ Und dann, lauter, um den Raum zusammenzuhalten: „Pack eine Tasche. Sofort.“

Sarahs Brust wurde eng. Der Satz war so normal, dass er wehtat.

„Wir kommen.“ Keine Frage. Kein „dürfen wir“. „Wir sind so schnell wie möglich da.“ Endlich etwas, das sich wie ein Versprechen anfühlte. „Brauchst du was?“

Sarah blickte kurz zu Sascha. Er stand steif, mit blockierten Gelenken.

„Nur euch. Und bitte ... lad dein Handy. Bring Ladekabel. Und vielleicht etwas zu trinken. Hier schmeckt alles nach Plastik.“

Ein kurzes, gebrochenes Lachen am anderen Ende ging sofort wieder in Atem über.

„Ich bringe alles mit. Und Sarah ...“

„Ja?“

„Du hörst mir zu.“ Nicht streng. Nur klar. „Du isst etwas. Und du gehst nicht alleine aufs Klo. Nirgendwo hin. Du bist nicht aus Stahl.“

Sarah schloss die Augen. „Okay.“

„Ich hab dich lieb.“ Und dann, an Sascha gerichtet, obwohl er gar nicht am Telefon war: „Und ich hab ihn auch lieb.“

Sarah legte auf, bevor sie zu lange in diesem Satz stehen blieb.

Der zweite Anruf war schwerer. Lisa hatte Familie. Diese Familie musste jetzt in einen Raum geholt werden, der nach Blut und Desinfektion roch und in dem ein Kind fehlte, ohne sichtbar zu sein.

Sarah schaute Sascha an. „Willst du ...?“

Seine Augen waren rot, obwohl noch keine Tränen gelaufen waren.

„Ich.“ Es klang wie: Wenn ich das nicht mache, bin ich kein Mensch.

Er nahm das Handy mit der verbundenen Hand, wechselte fluchend auf die andere; selbst das Weiche tat jetzt weh.

Sarah gab ihm die Nummer. Jana hielt ihm einen Zettel mit Station und Ansprechpartner hin, damit er mitten im Satz nach keinen Worten suchen musste.

Sascha wählte.

Ein Freizeichen. Zwei. Drei.

Dann eine Stimme, misstrauisch vor Müdigkeit. „Ja?“

„Hier ist Sascha.“ Er brauchte die Pause, um nicht zu zerreißen. „Ich ... wir sind im Krankenhaus. Es geht um Lisa.“

Stille. Dann wurde jemand schlagartig wach. „Was ist passiert?“

Sascha ließ die Luft langsam raus. „Sie ist gestürzt. Im Hotel. Es gab einen Angriff. Sie wurde operiert.“

„Ist sie ...?“ Die Stimme am anderen Ende wurde dünn.

„Sie lebt“, sagte Sascha sofort, fast hart, um der falschen Frage keinen Raum zu geben. „Sie ist auf der Intensivstation.“

Ein Schluchzer. Ein ersticktes Geräusch. Dann eine zweite Stimme im Hintergrund, scharf: „Wer ist das?“

„Sascha“, sagte Lisas Mutter diesmal deutlich, ein Name, der gerade kaum wichtig war. „Es ist wegen Lisa.“

Man hörte Chaos. Schritte. Schubladen. Den schnellen Griff nach einer Realität, die man kontrollieren will.

„Wo seid ihr?“

Sascha nannte Krankenhaus und Station. Jana machte eine kleine Geste, ihr Blick sagte: gut, sauber.

„Wir kommen. Ich rufe noch ...“ Sie brach ab, weil sie nicht wusste, wen sie zuerst rufen sollte. „Wir sind gleich da.“

„Bitte.“ Und dann, leiser, roh: „Bitte beeilt euch. Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir noch haben.“

Als er auflegte, starrte Sascha auf den schwarzen Bildschirm wie auf eine Tür, die sich geöffnet hatte und nie wieder

richtig schließen würde. Sarah trat zu ihm und legte die Stirn kurz an seine Schulter. Nur so viel, dass er nicht allein in seinem Körper bleiben musste.

Jana stand auf, verzog kurz das Gesicht wegen der schmerzenden Hüfte und klappte den Notizzettel zusammen.

„Okay“, sagte sie, wieder in diesem Ton, der Ordnung macht. „Sarahs Eltern kommen. Lisas Mutter kommt. Wenn noch jemand aus Lisas Familie wichtig ist, sagen wir es ihnen, wenn sie hier sind. Dann führen wir nicht fünf Gespräche, während ihr auf Reserve lauft.“

„Ja.“

„Und“, fügte Jana hinzu, diesmal familiär und mit weniger Management, „wenn ihr zusammenbrecht, macht ihr das abwechselnd. Einer steht, einer fällt. Nicht alle gleichzeitig.“ Sascha sah sie an. Für einen Herzschlag lag Dankbarkeit in seinem Gesicht, ohne Worte dafür.

„Du bist ...“, begann Sarah.

Jana hob eine Hand, abwehrend gegen eine zu große Emotion. Dann, leiser: „Ich bin da. Mehr kann ich gerade nicht anbieten.“

Sarah brachte eine kleine Zustimmung zustande.

„Reicht.“

Eine Stunde später kamen Schritte den Flur entlang, anders als Krankenhaus-Schritte: vertraut, suchend, zu schnell, weil Sorge schneller läuft als Vernunft.

Sarah stand auf, bevor sie ihre Eltern sah. Ihr Körper erkannte sie, noch bevor die Augen es taten. Ihre Mutter kam um die Ecke, Mantel über dem Arm, Haare irgendwie zusammen, die Augen rot und wach zugleich. Ihr Vater hinter ihr, breite Schultern, ruhiger Blick, die Hände zu fest geschlossen.

Sarahs Mutter blieb einen halben Meter vor ihr stehen und prüfte mit einem Blick, ob Sarah wirklich noch stand.

Dann zog sie Sarah in die Arme. Fest. Direkt. Wie ein Geländer, das man nicht wegschiebt.

Sarah brach darin nicht zusammen, obwohl ihr Körper es wollte. Sie hielt sich, weil ihre Mutter sie hielt.

Ihr Vater legte eine Hand auf Saschas Schulter, groß, warm, eindeutig.

„Junge.“ Kein Vorwurf. Kein Kommentar. Nur Anerkennung. „Ich bin da.“

Saschas Kiefer zitterte, und diesmal lief eine einzelne Träne. Unvermeidlich.

„Danke“, brachte er schluchzend heraus.

Sarahs Mutter löste sich einen Zentimeter, sah Sarah an, sah die geschwollene Lippe, das Kühlpad, den Blick.

„Wo ist Lisa?“

Sarah atmete einmal tief durch. Jana trat neben sie und reichte den Zettel.

„Auf der Intensiv. Wir dürfen morgen früh wieder kurz rein. Heute ... war nur einmal.“

„Dann setzen wir uns jetzt. Und dann machen wir einen Plan. Für die nächsten Stunden.“

Sarah hätte fast gelacht, weil dieser Satz so sehr nach Zuhause klang. Nach dem Gefühl, dass man kaum etwas lösen muss und trotzdem etwas ordnen kann.

„Ja.“

In diesem Ja lag zum ersten Mal seit dem Treppenhaus etwas anderes als Schmerz.

Etwas wie: *Wir sind nicht allein.*

Die vier setzten sich erst, nachdem Sarahs Mutter den Raum gelesen hatte wie einen Bericht: wer sitzt, wer steht, wer

wen hält. Dann deutete sie auf die Stühle, eine Entscheidung gegen den Zusammenbruch.

„Okay. Setzen. Alle.“

Jana hob eine Augenbraue, eher anerkennend als frech.

Sarahs Mutter hatte diesen Ton von Menschen, die in Krisen leiser und klarer werden.

Sascha setzte sich als Letzter. Er ließ sich nicht fallen; er legte den eigenen Körper ab, als parke er ihn auf einem Regal. Die Bandage an der Hand glänzte weiß im Neonlicht. Sarahs Vater nahm den Platz neben ihm, selbstverständlich, als gehörte er seit Jahren dorthin. Ein breiter Ellbogen am Stuhllehnenrand, unaufdringlich und da.

„Sag mir nur eins“, sagte er leise zu Sascha. „Hast du gegessen?“

Sascha schüttelte den Kopf.

„Dann ist das dein erster Job. Essen. Wasser. Atmen. Alles andere kommt danach.“

Für einen Moment zeichnete sich der Widerstand gegen den unmöglichen Auftrag in Saschas Gesicht ab.

Sarahs Mutter sah Jana an. „Sie sind Jana.“

Janas Gesicht wurde für einen Moment offen. „Ja.“

„Danke.“

Jana zog den Mundwinkel hoch, diesmal ganz klein. „Ich hab nur getan, was nötig war.“

„Genau. Das ist der Punkt.“

Sarah merkte, wie ihr Brustkorb sich minimal entspannte.

Hastige, unkoordinierte Schritte kamen näher, das typische Geräusch von Menschen, die dem Boden kaum vertrauen, weil ihr Kopf längst woanders ist. Sascha hob den Blick als Erster. Lisas Mutter kam um die Ecke wie ein Sturm im Mantel. Haare durcheinander, Augen gerötet, das Handy noch in der Hand, bereit, irgendwohin zurückzurufen, wo

alles normal gewesen war. Hinter ihr ein Mann, ein paar Jahre älter als Sarahs Vater, Blick wie Glas: kurz vor dem Splintern.

Lisas Mutter sah Sarah, sah Sascha und blieb vor einer unsichtbaren Wand abrupt stehen.

„Wo ist sie?“

Sarah stand auf. Ihre Knie fühlten sich an wie Beton, aber sie stand.

„Intensiv. Sedierte. Wir durften einmal rein. Morgen früh wieder kurz.“

Lisas Mutter machte einen Schritt nach vorn, dann noch einen. Bei Sascha hob sie die Hand, eine Bewegung zwischen Schlag und Halt, zwischen Festhalten und Verzweiflung. Am Ende legte sie die Hand einfach auf seine verbundene, vorsichtig, mit Angst in den Fingern vor seiner Zerbrechlichkeit.

„Du“, sagte sie, und ihre Stimme brach an diesem einen Wort.

Sascha schloss die Augen. Eine Träne lief ihm langsam über die Wange.

„Es tut mir leid.“

Lisas Mutter schüttelte den Kopf, wild, verzweifelt. „Sag das nicht so. Nicht ...“ Sie konnte den Satz nicht fertig machen.

Lisas Vater stellte sich neben sie, die Hände in den Taschen, weil er nicht wusste, was er sonst mit ihnen tun sollte. Er schaute Sarah an, dann Jana, dann wieder Sarah und sortierte sichtbar die Rollen.

„Was ist passiert?“

Sarah atmete ein. Jana kam neben ihr minimal näher. Präsenz, kein Eingreifen.

„Peter ist im Hotel aufgetaucht. Er hat Lisa abgefangen. Sie hat sich gewehrt. Ich kam dazu. Jana kam dazu. Es war im Treppenhaus. Er hat sie am Arm gezogen, sie ist gestürzt.“

Sie sprach sachlich, damit Emotion die Fakten nicht verschluckte.

Lisas Vater kniff die Augen zusammen. „Und das Baby ...“ Sarah schüttelte den Kopf. Etwas in ihr brach mit dieser Bewegung.

Lisas Mutter machte ein Geräusch, das kaum menschlich klang. Kein Schrei, eher ein tiefes, gepresstes Aufplatzen. Sie drehte sich weg, drückte die Stirn gegen die Wand und wollte darin verschwinden. Sarahs Mutter stand auf, ging zu ihr, ohne zu fragen und legte ihr den Arm um die Schultern. Fest. Unverhandelbar. Lisas Mutter klammerte sich daran. Lisas Vater suchte mit den Händen einen Stuhl und musste sich setzen.

„Peter.“ Er ballte die Fäuste. „Nach allem, was er unserer Lisa damals angetan hat. Jetzt auch noch das.“ Sein Blick wurde dunkel. „Ich wünschte, ich hätte ihn damals ...“ Er sprach es nicht zu Ende.

„Wir sind hier. Wir tragen das jetzt zusammen. Nicht allein. Nicht nachts um drei im Kopf.“

Jana sah kurz zur Seite; der Moment war zu intim zum Hinschauen. Dann räusperte sie sich leise und wechselte in den Modus, den sie am besten konnte, sobald Gefühle zu groß wurden.

„Ich habe die Station, Ansprechpartner und Besuchszeiten“, sagte Jana und hielt den Zettel hoch. „Und ich habe notiert, wer was schon erfahren hat. Dann muss niemand fünfmal denselben Satz hören und jedes Mal neu sterben.“

Ein einziges Mal. Dankbar für etwas Greifbares.

„Danke.“

Jana zuckte mit der Schulter. „Ich bin gut in Listen.“

Sarahs Mutter warf ihr einen warmen Blick zu. „Heute sind Listen Liebe.“

Janas Gesicht wurde für einen Moment offen. Wirklich gerührt. Man sah es ihr an, bevor sie es wieder glatt zog. „Dann bin ich heute romantisch“, murmelte sie, trocken genug, dass niemand sich fürs Lachen schämen musste. Sarahs Vater machte ein kurzes Geräusch, halb Luft, halb Lachen. Winzig. Aber da.

Eine Pflegekraft kam vorbei, blieb stehen, sah die Gruppe und verstand sofort: Familie bedeutete hier gerade Logistik. „Entschuldigen Sie. Wer ist die nächste Bezugsperson für Frau Neumann?“

Sarah reagierte automatisch. „Ich.“

Lisas Mutter hob den Kopf. „Ich auch.“

„Wir können immer nur begrenzt gleichzeitig reinlassen. Ich weiß, das ist hart. Aber wir brauchen Ruhe für sie.“

Sarahs Mutter trat einen Schritt vor. „Dann machen wir einen Plan“, sagte sie, wieder mit diesem Ton, der Ordnung macht. „Wir teilen uns auf. Niemand ist allein. Niemand bleibt die ganze Nacht ohne Pause.“

„Gut. Und ... wenn sich etwas ändert, rufen wir Sie.“

Sie schaute auf den Zettel. „Wer hat die Nummern?“

Jana hob ihr Handy. „Ich hab sie. Und ich gebe sie gleich noch einmal allen, damit ein Akku nicht über Leben und Herzinfarkt entscheidet.“

Lisas Mutter wischte sich über das Gesicht, um die Tränen wegzuschieben, bevor sie wiederkamen. „Kann ich ... sie sehen? Nur kurz?“

Die Pflegekraft zögerte einen Herzschlag. „Heute Nacht leider nicht mehr. Es ist zu spät, sie war sehr instabil. Morgen früh, sobald die Ärztin es freigibt.“

Lisas Mutter lernte gerade, ohne Luft weiterzuatmen. Bis dahin hatte sie erstaunlich still gewirkt: zusammengeschnürt,

alles in sich festhaltend, damit hier nichts weiter auseinanderfiel.

Dann blieb nichts mehr, woran man sich festhalten konnte. Keine neuen Worte. Keine neue Hoffnung. Nur dieses Ende von Sprache, sobald die Wahrheit im Raum steht.

Genau da brach etwas.

Ihre Hand ging an den Mund. Ihr Blick glitt weg. Der Körper machte einen kleinen Schritt zurück, suchte Platz, den es nicht gab. Dann kam nur ein Laut, tief und kaputt und sie sackte nach vorn.

Sarah war sofort da.

Lisas Mutter griff nach ihr. Sarah war der einzige Mensch im Raum, der nach Zuhause und Körperwärme roch statt nach Krankenhaus. Ihre Finger krallten sich in Sarahs Oberteil, ihr ganzer Körper hing plötzlich an ihr, und dann weinte sie: heiß, hilflos, aus einer Tiefe ohne Anstand.

„Mein Kind“, brachte sie hervor. „Mein Gott. Mein Kind.“ Sarah hielt sie fest.

Mit einer Hand zwischen den Schulterblättern, mit der anderen an ihrem Arm, um diesen Schmerz am Fallen zu hindern. Ihre eigene Lippe pochte. Ihre Knie zitterten. Es spielte keine Rolle. Lisas Mutter weinte in ihren Hals, und Sarah blieb stehen und trug das Gewicht.

Lisas Vater stand daneben und rührte sich nicht.

Sein Gesicht war so still geworden, dass es härter wirkte als jeder Zusammenbruch. Die Hände hingen an seinen Seiten, ballten sich, lösten sich wieder. Sein Blick ging über seine Frau, über Sarah, über Sascha, über den Boden, dann drehte er sich abrupt um.

Die Tür zum Seitenausgang fiel hinter ihm ins Schloss. Draußen roch die Luft nach Regen, Beton und Krankenhausmüll. Das Licht über dem Anlieferbereich war

zu grell. Lisas Vater ging ein paar Schritte bis zu den großen Mülltonnen, blieb stehen, beide Hände am Deckelrand, den Kopf gesenkt.

Ein Atemzug.

Dann kam es.

Ein Schrei, roh und lang, aus ihm herausgerissen, weil sein Körper keine andere Richtung mehr hatte. Direkt danach schlug er mit der Faust gegen die Tonne. Ein dumpfer Knall. Noch einer, härter. Der Plastikdeckel sprang zurück.

„Drecksschwein.“

Das Wort hing hart in der kalten Luft.

„Dieses verdammte Drecksschwein.“

Peter bekam in diesem Moment kein Gesicht. Nur den nackten Hass eines Vaters, der sein Kind nicht schützen konnte, als es darauf ankam.

Lisas Vater presste die Stirn gegen den kalten Rand. Die Schultern hoben und senkten sich hart. Kein Weinen. Nur Wucht, die irgendwohin musste, weil sie in seinem Körper keinen Platz mehr fand.

Als die Tür aufging, drehte er sich nicht sofort um.

Sarahs Vater trat nach draußen und blieb einen Schritt entfernt stehen. Nah genug. Nicht zu nah.

„Komm wieder rein.“

Lisas Vater lachte einmal trocken auf. Kaputt.

„Wenn ich jetzt seinen Namen höre, bring ich ihn um.“

Sarahs Vater nahm es langsam auf.

„Deshalb atmest du jetzt erst mal.“

Lisas Vater hob den Kopf. Die Augen trocken, aber rot. Die Knöchel schon dunkel.

„Sie ist mein Mädchen. Und ich konnte nichts tun.“

Jetzt trat Sarahs Vater doch näher und legte ihm die Hand in den Nacken, schwer und kurz.

„Jetzt kannst du da sein.“

Ein langer Moment.

Eine kleine Reaktion. Müde. Genug.

Als sie wieder reingingen, war seine Wut nicht weg. Sie hatte nur eine Form bekommen, mit der er weiter atmen konnte.

Drinne hing Lisas Mutter noch immer an Sarah, leiser jetzt, aber nicht leichter. Sarah hielt sie fest; diese Umarmung war in diesem Flur das Einzige, das gerade nach Halt aussah.

Ordnung für Lisa

Sascha starrte auf seine verbundenen Knöchel, auf die weißen Lagen, unter denen seine Haut brannte, und Sarah wusste, dass er darin mehr sah als eine Verletzung. Für ihn lag darin alles, was in dieser Nacht geschehen war, alles, was er gehalten, verloren, getan und überlebt hatte und alles, was er am liebsten aus der Welt zurückholen würde. Sie setzte sich wieder neben ihn, diesmal so nah, dass ihre Knie sich berührten, und dieser kleine Kontakt wurde zu einem stillen Versprechen, das mehr trug als jedes Wort.

„Wir machen das jetzt wie eine Schicht.“

Ihre Stimme war klar, aber weich genug, um durch den Schmerz hindurchzukommen. Sie klang nach jemandem, der wusste: Ordnung war in einer solchen Nacht die einzige Form von Schutz, die noch übrig war.

„Einer bleibt oben bei den Infos. Einer geht kurz raus und holt Luft. Einer legt sich hin, sobald der Körper es verlangt. Und wir wechseln.“

„Schichtplan“, murmelte Lisas Vater, und das Wort klang in seinem Mund gleichzeitig fremd und rettend, wie etwas, das er hassen wollte, weil es viel zu klein für diese Angst war

und an das er sich trotzdem klammerte, weil es wenigstens irgendeine Form hatte.

Jana sah ihn an. „Ja. Schichtplan. Panik braucht ein Gegengewicht.“

Sarahs Mutter legte eine Hand auf Sarahs Schulter. „Du hörst ihr zu.“

„Ja.“

Sascha hob den Blick zu Sarahs Vater. „Meine Eltern ...“

Er brach ab, weil seine Stimme mitten im Satz aufgab.

Sarahs Vater schüttelte den Kopf, bevor Sascha weiterkämpfen musste. „Sie bleiben weg. Wir wissen das. Also zählen wir die, die hier sind.“

Ein kurzer, hässlicher Schmerz zog über Saschas Gesicht, dann senkte er den Blick und zwang sich in eine stumme Zustimmung, die eher nach Gehorsam klang als nach Einverständnis.

Sarah legte die Hand auf seinen Oberschenkel. Der Kontakt war mehr als einfacher Trost: ein Anker, schwer und warm und da.

Draußen vor dem Krankenhausfenster fuhr ein Krankenwagen vorbei. Blaulicht flackerte über den Boden, einmal, zweimal, dann verschwand es hinter der nächsten Ecke, und trotzdem blieb etwas davon im Raum zurück. Dieses kalte, blaue Leuchten hatte für einen Moment markiert, wo sie standen: an einem Punkt, an dem Menschen auseinanderbrechen konnten oder anfangen, einander fester zu halten.

Sarah sah die beiden Mütter nebeneinander, ihre eigene und Lisas, zwei Frauen, deren Gesichter die ganze Hilflosigkeit dieser Nacht trugen und deren Hände trotzdem damit beschäftigt waren, irgendetwas zu tun. Jana mit dem Zettel. Ihr Vater mit seiner großen, stillen Hand auf Saschas Schulter. Lisas Vater, der gelernt hatte, dass Fragen hier

keine Antworten erzwingen konnten und dass Liebe manchmal in einem Flur sitzen musste, bis jemand eine Tür öffnete.

Sarahs Hand fand sein Handgelenk.

„Okay. Dann ... Schichtplan.“

Und zum ersten Mal fühlte sich das Wort weniger nach Kapitulation an. Eher nach Anfang.

„Schichtplan“, wiederholte Jana, und diesmal klang es weniger nach Büro und mehr nach Überleben.

Sie zog den Stift aus der Tasche und breitete den Zettel auf ihren Knien aus, ruhig, konzentriert, fast zärtlich in dieser ganz eigenen Art, mit der Jana immer dann praktisch wurde, wenn Gefühle zu groß für den Raum wurden.

„Wir machen das in drei Blöcken. Gefühle lassen sich kaum einteilen, aber Körper kippen irgendwann um, sobald man sie übergeht.“

Lisas Mutter wischte sich über das Gesicht. „Schlafen kann ich gerade kaum.“

„Dann schließt du wenigstens irgendwann die Augen. Sonst fehlt dir morgen früh sogar die Kraft für ein Ja, sobald der Arzt spricht.“

„Gut. Dann teilen wir.“

Sarah wollte widersprechen, reflexhaft, weil sie seit Stunden in diesem inneren Befehl lebte: *Ich halte das*.

Sie merkte erst an Janas Blick, dass genau dieser Reflex für sie selbst gefährlich wurde.

„Block eins“, sagte Jana und schrieb: *Jetzt bis zwei Uhr*.

„Hier bleiben Sarah und Sascha. Sobald sich etwas ändert, müsst ihr als Erste sprechen können.“

Sascha hob den Kopf. „Ich ...“

Sarahs Vater legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du bleibst.“

Das war Halt, sanft und eindeutig.

„Block zwei“, Jana schrieb: *Zwei bis fünf Uhr.*

„Hier bleiben die Eltern. Beide Seiten. Sarah, du legst dich hin. Sascha auch.“

Sascha wollte lachen, aber es kam nur Luft. „Wie soll ich ...“
„Du wirst“, sagte Sarahs Mutter, und das war das erste Mal in dieser Nacht, dass sie wirklich streng klang. „Sonst bist du morgen nur noch ein Schatten, und dann muss Sarah dich auch noch tragen.“

Sascha senkte den Blick. Sein Kiefer spannte sich.

„Block drei“, Jana schrieb: *Fünf bis acht Uhr.*

„Sarah und Sascha sind wieder hier. Dann ist Morgen. Dann ist Arztzeit.“

Lisas Vater sah den Zettel an, wie ein Rettungsring aus Papier. „Und sobald sich etwas ändert?“

Jana tippte mit dem Stift auf den Rand. „Dann ruft die Station an. Dann sind sowieso alle wach. Genau dafür sitzen wir geordnet hier, statt uns gegenseitig zu verbrennen.“

Sarahs Mutter zog ihre Tasche näher heran und öffnete sie.

Sie holte Taschentücher heraus, eine Flasche Wasser, Müsliriegel, Ladekabel, lauter kleine Dinge, die plötzlich wie Medizin wirkten, weil sie etwas mit Leben zu tun hatten.

„Hier“, sagte sie und stellte das Wasser vor Sarah ab.

„Trink.“

Sarah griff danach wie nach einem Werkzeug und trank. Erst beim zweiten Schluck merkte sie, wie trocken ihr Mund war.

Lisas Mutter starrte auf die Riegel. „Essen geht gerade schwer.“

„Dann hältst du ihn einfach. Und sobald du später merkst, dass du zitterst, erinnerst du dich an ihn.“

Lisas Mutter nahm den Riegel tatsächlich nur in die Hand.

Schon das sah aus wie eine kleine Form von Kontrolle.

Die Stunden wurden schwerer und zugleich langsamer, gedehnt von jedem Schritt auf dem Flur, jedem Piepen hinter

den Türen, jedem Blick zur Uhr, die in diesem Krankenhauslicht eine eigene Grausamkeit bekam. Gegen halb eins kam ein Arzt vorbei, jemand aus der Nacht, mit müdem Blick und der Routine eines Menschen, der schlechte Nachrichten weder verschönert noch unnötig hart macht.

„Der Zustand ist stabil. Sie bleibt sediert. Die Werte sind im Moment akzeptabel.“

Akzeptabel. Sarah hasste dieses Wort sofort. Es klang wie ein Kompromiss mit dem Schlimmsten, wie eine Tür, die nur einen Spalt offenstand und trotzdem alles bedeutete.

Lisas Mutter schaute auf. „Kann sie Schmerzen haben?“

„Sie bekommt Schmerzmittel und Sedierung. Ihr Körper ruht tief. Wir beobachten sie sehr eng.“

Lisas Vater schraubte den Satz sichtbar in sich fest, damit er an Ort und Stelle blieb.

Sascha stand währenddessen still wie ein Mensch, der Angst hatte, jede Bewegung könnte etwas auslösen. Sein Blick klebte am Boden, und Sarah sah ihm an, dass er dort noch immer Lisas Blut sah, obwohl der Flur längst sauber war. Sarah erkannte das Warnsignal, ohne ihm daraus einen Vorwurf zu machen.

Sarah stand auf, ging zwei Schritte und stellte sich so vor ihn, dass er sie sehen musste.

„Du atmest.“

Sascha hob die Augen, verwirrt, fast erschrocken, sein Körper hatte diese Aufgabe kurz vergessen. Dann holte er Luft. Tief. Stockend. Wieder heraus. Sarah legte ihre Hand an seine Wange, nur für einen Moment, nur als Kontaktpunkt, ohne Drama, ohne Kuss, ohne etwas, das mehr verlangte, als er gerade tragen konnte.

„Guter Junge“, flüsterte sie.

Saschas Augen wurden sofort feucht. Er stimmte einmal wortlos zu, und in dieser stummen Zustimmung lag mehr Bedürftigkeit und mehr Erschöpfung, als er jemals freiwillig gezeigt hätte.

Jana sah zur Seite, weil sie verstand, dass manche Momente geschützt werden mussten, sogar vor denen, die sie liebten. Kurz vor zwei Uhr wechselten sie. Sarahs Mutter stand auf, als übernehme sie eine Wache und nahm Sarah am Unterarm.

„Du legst dich hin.“

„Ich kann kaum ...“

„Doch. Du kannst. Du willst nur wach bleiben, weil du glaubst, Wachsein sei Kontrolle. Aber Kontrolle ist gerade, morgen noch stehen zu können.“

Sarahs Hals zog sich zu. Sie hasste, wie richtig das war.

Jana hatte bereits beim Empfang nach einem Angehörigenraum gefragt. Zum Ausruhen taugte er kaum, eher als kleiner Zwischenraum für Menschen, deren Welt gerade zu eng geworden war, mit zwei Liegen, kratzigen Decken und einer Atmosphäre, die sagte: Hier schlafen Menschen, weil ihnen gerade jede andere Möglichkeit genommen wurde.

Sarah und Sascha gingen hinein, fast widerwillig. Sascha blieb in der Tür stehen, mit dem stummen Bedürfnis, sich das Betreten erst zu erlauben. Sarah zog ihn an der verbundenen Hand zu sich, ganz sanft.

„Komm.“

„Wenn ich einschlafe und sie ...“

Seine Stimme brach.

Sarah hielt seinen Blick fest. „Dann wecken sie uns. Dann sind wir da. Und wenn du dich jetzt völlig leer brennst, sitzt du morgen vielleicht im selben Flur und erreichst sie trotzdem kaum.“

Sascha nahm den Satz langsam auf und überredete sich sichtbar dazu, ihn zu glauben.

Sie legten sich nebeneinander, angezogen, die Schuhe ausgezogen, die Körper in einer Bereitschaft, die Schlaf eigentlich unmöglich machen sollte. Sarah spürte Saschas Atem neben sich, erst schnell, dann langsamer. Sie dachte, sie würde wach bleiben. Dann kam Dunkelheit, abrupt und gnädig zugleich.

Sie wurde von einem Geräusch wach, das sie erst nach mehreren Sekunden erkannte: ihr eigener Atem, unruhig, lebendig, viel zu laut in diesem kleinen Raum.

Neben ihr lag Sascha auf der Seite, die Stirn gegen das Kissen gedrückt, die Hand offen und leer. Im Schlaf bewegte er die Finger, suchend, und Sarah wusste sofort, nach wem. Sie schloss die Augen noch einmal. Ein Atemzug. Dann noch einer.

Später, auf dem Flur, war es kurz nach fünf. Das Krankenhauslicht hatte sich kaum verändert, aber draußen hinter den Fenstern war der Himmel heller geworden, dieses dunkle Blau zwischen Nacht und Morgen, in dem die Welt für einen Moment so aussieht, als hielte sie selbst den Atem an.

Sarahs Eltern saßen noch da. Lisas Mutter auch. Lisas Vater hatte den Kopf in den Nacken gelehnt, die Augen geschlossen, doch sein Gesicht verriet, dass er bestenfalls in kurze, harte Sekunden gefallen war und jedes Mal sofort wieder hochgerissen wurde. Sarahs Mutter stand auf, sobald sie Sarah sah.

„Gut. Du bist noch am Stück.“

Sarah wollte widersprechen, weil ihr Körper sich alles andere als am Stück anfühlte, doch der Satz war weniger Beschreibung als Auftrag: Bleib so.

„Gibt es etwas Neues?“

Lisas Mutter schüttelte den Kopf und die Erleichterung darüber, dass es überhaupt eine Antwort gab, war traurig und tröstlich zugleich.

„Ruhig“, sagte Jana, die irgendwann wieder aufgetaucht war und es geschafft hatte, kurz zu dösen, ohne dass man es ihr ansah. „Für diese Nacht ist ruhig gut.“

„Morgen früh“, sagte Sarahs Vater, stand auf und streckte die Schultern. „Dann sehen wir sie.“

Die Bewegung wirkte weniger leer als zuvor. Der Schmerz war noch da, aber er hatte wieder eine Richtung.

Um kurz nach sieben kam eine Pflegekraft, die sie in der Nacht schon gesehen hatten. Sie blieb vor ihnen stehen, und man merkte an ihrem Gesicht, dass sie solche Sätze oft sagen musste und jedes Mal wusste, wie klein sie klangen im Vergleich zu dem, was dahinter wartete.

„Sie können kurz rein. Zwei Personen. Fünf Minuten. Danach wechseln wir.“

Lisas Mutter schoss hoch. „Ich.“

„Natürlich.“

Sascha blieb stehen. Sein Blick ging zur Tür, als läge dahinter etwas Heiliges und Grausames zugleich.

Lisas Mutter griff nach Saschas verbundenem Handgelenk.

Einen Moment hielt sie ihn fest, fast schon bereit, ihn mitzunehmen; dann zwang sie sich, loszulassen.

„Du gleich danach.“ Es klang wie Bitte, Segen und Entschuldigung zugleich.

Sarah und Lisas Mutter gingen hinter der Pflegekraft her.

Der Flur zur Intensivstation war leiser als der Rest des Krankenhauses. Gedämpfte Stimmen, Geräte, vorsichtige Schritte, Türen, hinter denen Menschen kämpften, während draußen andere warteten und lernen mussten, wie machtlos Liebe sein konnte.

Vor Lisas Zimmer blieb die Pflegekraft stehen. „Bitte ruhig. Und kurz.“

Lisas Mutter riss die Zustimmung förmlich aus sich heraus. Die Tür öffnete sich.

Vor ihnen lag eine andere Lisa als die aus der Küche, als das Mädchen in einem viel zu großen Shirt, als die Frau, die lachen konnte, während sie Angst hatte.

Diese Lisa lag still, blass, verbunden, von Kabeln und Schläuchen umgeben, und trotzdem war sie da. Ihr Gesicht war schmaler geworden, fremder durch den Verband am Kopf, und ihr Atem gehörte für diesen Moment mehr den Maschinen als der jungen Frau, die sie alle kannten.

Lisas Mutter machte einen kleinen Laut, kaum hörbar und ging zwei Schritte ins Zimmer. Dann blieb sie stehen, überfordert von der Frage, wie nah sie gehen durfte, wie man ein Kind berührte, das so zerbrechlich aussah und doch immer noch das eigene Kind war.

Sarah nahm ihre Hand, kurz, nur als Signal: Du darfst.

Lisas Mutter trat ans Bett, so vorsichtig, in dieser dünnen Luft. Sie legte die Hand auf Lisas Arm; die Hand selbst lag zwischen Kabeln und Zugängen und wirkte fast zu klein.

„Ich bin da“, flüsterte sie. „Hörst du mich? Ich bin da.“

Sarah trat an die andere Seite und nahm Lisas Hand zwischen beide ihre Hände, genau so warm und vollständig, wie Sascha es getan hätte, wenn er schon hier gewesen wäre.

„Hey.“

Ein einziges Wort, und doch brach es ihr fast wieder die Stimme.

Für einen Moment blieb äußerlich alles still. Dann bewegte sich Lisas Stirn minimal, ein winziger Impuls aus einer Tiefe, in die niemand hinuntergreifen konnte. Lisas Mutter hielt den Atem an.

Sarah blieb ruhig, weil Hoffnung in diesem Zimmer vorsichtig sein musste, damit sie niemanden verletzte.

„Wir bleiben hier. Wir machen das zusammen. Du musst nichts leisten. Nur bleiben.“

Die Pflegekraft stand an der Tür, aufmerksam und zurückhaltend zugleich. Dann sagte sie leise: „Sie reagiert manchmal auf Stimmen. Wach ist sie dadurch noch lange nicht, aber eine Reaktion auf vertraute Stimmen ist ein gutes Zeichen.“

Jetzt liefen die Tränen offen. Sie wischte sie auch diesmal kaum weg. Sarah hielt Lisas Hand weiter, mit dem Wunsch, durch Haut und Wärme eine Spur zu legen, der Lisa irgendwann zurückfolgen würde.

Fünf Minuten waren brutal kurz und dennoch ein ganzes eigenes Leben.

Beim Zeichen der Pflegekraft löste Sarah ihre Hände langsam von Lisas Hand. Sie strich ein letztes Mal über Lisas Finger, eher Markierung als Abschied: Wir kommen wieder. Lisas Mutter beugte sich vor und legte einen Kuss auf Lisas Stirn neben den Verband, so vorsichtig, dass die Berührung fast nur ein Hauch war.

„Ich komme wieder.“

Dann gingen sie hinaus.

Im Flur warteten die anderen wie Menschen, die gelernt hatten, dass Türen in Krankenhäusern über alles entscheiden. Sascha stand sofort auf. Sein Blick suchte Sarahs Gesicht, auf der Suche nach dem Zeichen, dass die Welt noch stand. Die Reaktion war klein. Echt.

„Sie ist da. Ganz weit weg. Aber da.“

Sascha atmete aus, für einen Augenblick kehrte Luft in seine Brust zurück.

Lisas Mutter griff nach seiner Hand. „Du bist der Nächste“, sagte sie, und in dem Satz lag eine Liebe, die trotz allem noch funktionierte.

Sascha machte bereits einen Schritt, da hob Lisas Vater den Kopf.

Er hatte die ganze Zeit gesessen, die Hände ineinander verschränkt, die Schultern zu hoch gezogen, die Augen rot vom Warten, doch jetzt veränderte sich etwas an ihm. Dieses Aufstehen war zugleich ein Brechen. Etwas in ihm gab nach, sichtbar, unaufhaltsam, und während er sich erhob, wirkte er für einen Moment älter, schwerer, kleiner und gleichzeitig so sehr Vater, dass der ganze Flur stiller wurde.

„Wartet.“

Seine Stimme war heiser. Das Wort kam kaum über seine Lippen, und trotzdem blieb Sascha sofort stehen.

Lisas Vater sah zuerst Sarah an, dann Sascha, dann seine Frau. In seinen Augen standen Tränen, die er lange genug zurückgehalten hatte und nun liefen sie einfach. Er bemühte sich gar nicht mehr, sie aufzuhalten.

„Ich verstehe, dass ihr euch besonders nahe steht.“ Jedes Wort kostete ihn Kraft. „Ich sehe es. Ich sehe, was ihr für sie seid, und ich sehe auch, dass sie bei euch etwas gefunden hat, das wir ihr viel zu lange schuldig geblieben sind.“

Sein Blick fiel auf den Boden, dann zwang er sich wieder hoch.

„Aber ich bin ihr Vater.“ Seine Stimme brach bei dem Wort.

„Ich möchte wenigstens jetzt bei ihr sein.“

Er sah Sascha an, und in seinem Gesicht lagen Schmerz und Bitte, frei von Konkurrenz, Anspruch und alter Enge.

„Bitte. Ich muss zu meinem Mädchen.“

Saschas Gesicht veränderte sich. Für einen Atemzug flackerte in ihm der Drang auf, selbst sofort durch diese Tür zu gehen, zu Lisa, zu ihrer Hand, zu allem, was ihn noch

zusammenhielt. Dann sah er den Mann vor sich, der gerade begriff, dass Vaterschaft mehr verlangte als Anwesenheit auf dem Papier, und Sascha trat einen Schritt zurück.

„Natürlich. Bitte geh zu ihr.“

Die Pflegekraft sah kurz zu Sarah, dann zu Lisas Mutter, dann zu Sascha, und in ihrem Gesicht arbeitete für einen Moment die Regel gegen den Menschen. Am Ende gewann der Mensch.

„Einmal kurz. Eine Person. Fünf Minuten.“

Lisas Mutter legte ihrem Mann die Hand an den Arm. „Geh zu ihr.“

Doch er bewegte sich erst, als sie seine Finger kurz drückte. Dann folgte er der Pflegekraft, langsamer als Sarah zuvor, fast ehrfürchtig, und als die Tür hinter ihm aufging, hielt er am Rahmen inne.

Lisa lag noch genauso da. Still, verbunden, blass, umgeben von den Geräuschen der Geräte. Doch für ihn war sie in diesem Augenblick vermutlich wieder jedes Alter zugleich: das Baby in seinem Arm, das Mädchen mit aufgeschlagenen Knien, die Jugendliche, die Türen geschlossen hatte, die Frau, die sich ein eigenes Leben gebaut hatte, während er viel zu lange damit beschäftigt gewesen war, es verstehen zu wollen.

Er trat ans Bett.

„Hallo, mein Krümelchen“, flüsterte er.

Das Wort löste etwas in seinem Gesicht aus. Der Vater, der draußen auf dem Flur noch versucht hatte, erwachsen und gefasst zu bleiben, verschwand darunter, und übrig blieb ein Mann, der sein Kind sah.

Er nahm Lisas Hand, sehr behutsam, weil Kabel daran lagen und weil sie ihm plötzlich so zart vorkam, dass er Angst hatte, selbst seine Liebe könne zu schwer sein. Seine großen

Finger schlossen sich um ihre, erst unsicher, dann fester, warm, vorsichtig, bittend.

„Mein kleines Krümelchen“, sagte er noch einmal, und diesmal liefen ihm die Tränen über die Wangen, ohne dass seine Stimme lauter wurde. „Ich bin da.“

Er holte mühsam Luft, senkte den Kopf und hielt ihre Hand mit beiden Händen, so wie man etwas hält, das man unter keinen Umständen verlieren will.

„Ich war viel zu oft zu spät. Zu langsam. Zu stolz. Zu beschäftigt damit, mir Dinge zurechtzulegen, statt dich wirklich zu sehen.“

Er strich mit dem Daumen über ihre Finger, dort, wo die Leitungen Platz ließen.

„Du hast dir ein Leben gesucht, das dich trägt. Eine Liebe, die dich hält. Menschen, die bei dir bleiben, auch wenn alles schwer wird. Und ich habe viel zu lange gebraucht, um zu begreifen, dass ich dafür dankbar sein sollte.“

Seine Stimme brach wieder, aber er blieb im Satz.

„Wenn du zu uns zurückkommst, dann stelle ich mich an deine Seite. An eure Seite. Ich werde dein neues Leben unterstützen. Deine gefundene Liebe. Deine Familie. Ich werde lernen, wie das aussieht, ohne es kleiner zu machen, damit es in meinen Kopf passt.“

Er beugte sich ein wenig näher zu ihr, so vorsichtig, als dürfe selbst sein Atem sie nur sanft berühren.

„Verzeihen kann später kommen“, flüsterte er. „Jetzt musst du nur zurückfinden, mein Krümelchen. Alles andere trage ich. Ich verspreche es dir.“

Die Geräte antworteten mit ihrem gleichmäßigen Rhythmus. Lisa lag still. Vielleicht hörte sie ihn, vielleicht erreichte nur ein Klang von ihm irgendeine Tiefe in ihr, vielleicht war es für diesen Moment auch genug, dass er es endlich sagte. Er hielt ihre Hand, bis die Pflegekraft leise an die Tür trat.

„Wir müssen wechseln.“

Doch er löste seine Finger nur langsam von Lisa. Vorher hob er ihre Hand ein Stück an und legte einen Kuss auf ihre Knöchel, so vorsichtig, als küsste er eine Erinnerung, die noch lebendig war.

„Ich bin draußen. Und ich gehe nirgendwohin.“

Dann kam er zurück auf den Flur.

Sein Gesicht war nass. Seine Schultern zitterten, doch in seinem Blick lag etwas anderes als vorher. Für Frieden war es viel zu früh, aber eine Entscheidung war da. Lisas Mutter trat zu ihm und nahm seine Hand. Er ließ es zu, ohne auszuweichen.

Dann sah er Sascha an.

„Jetzt du.“

Sascha hob den Blick.

Lisas Vater deutete zur Tür. Seine Stimme war leise, aber fest genug, um getragen zu werden.

„Geh zu ihr, Junge.“

Sascha schloss kurz die Augen. Sarah sah, wie viel ihm dieser Satz kostete und wie viel er ihm zugleich gab. Dann öffnete er sie wieder, griff nach Sarahs Hand und ging los. Jana hob den Zettel, doch diesmal war ihr Ton weicher, fast warm.

„Zweite Runde. Mit Familienfreigabe.“

Sarah sah zu der Tür, hinter der Lisa lag und spürte, wie sich der Flur veränderte. Es war noch derselbe Ort, dasselbe Licht, dieselbe Angst, dieselben Geräte hinter der Wand, aber etwas war in Bewegung geraten: leise, vorläufig, eher wie ein erster Atemzug nach viel zu langem Anhalten. Aus der Nacht, in der alles zu zerbrechen drohte, wurde langsam ein Morgen, in dem sie sich neu sortierten. Wund. Offen. Noch lange. Aber da.

Alle.

Und diesmal gehörte auch Lisas Vater sichtbar dazu.

ENDE LESEPROBE Band 4